

weise der Übergang zu den Verfassungsformen eines weltlichen Damenstifts, das dann im Jahre 1570 säkularisiert wurde.

Entsprechend den Richtlinien der GERMANIA SACRA wurde bei allen vier Klöstern in der Darstellung die gleiche Aufteilung vorgenommen: Quellen und Literatur — Archiv und Bibliothek einschließlich Denkmäler — Historische Übersicht — Verfassung und Klosterämter — Religiöses und geistiges Leben — Besitzverhältnisse — Personallisten. Die letztgenannte Gruppe ist besonders umfangreich. Sie ist das Ergebnis archivarischer Kärrnerarbeit und zeigt die Zusammensetzung und soziale Schichtung der einzelnen Konvente im Laufe der Jahrhunderte. Den Band beschließt ein ausführliches Namen- und Sachregister.

Ein Wort des Dankes an den Bearbeiter soll diese kurze Anzeige beschließen.

München

Edgar Krausen

PAUL VOLK, „Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation“, Bd. IV, Register, XXVIII, 312 S., mit 2 Karten und 2 Abbildungen, Respublica-Verlag Siegburg 1973, DM 118,—.

Als man einen namhaften bayerisch-schwäbischen Historiker des 19. Jh. fragte, warum er seinem Hauptwerk keine Anmerkungen und Belegstellen für seine Forschungsergebnisse beigegeben habe, meinte er, bei keinem Bauwerk ließe der Architekt nach getaner Arbeit die Gerüste stehen. Das ist sicher richtig. Ein Geschichtswerk ist jedoch kein Bauwerk der Architektur und niemand könnte und würde es dem Verfasser und Herausgeber eines noch so gediegenen und wertvollen Quellenwerkes heute verzeihen, sollte er sein „Gerüst“, d. h. die Fundstellen bei seiner Arbeit als sein Geheimnis hüten wollen . . . Aber nicht nur der kritische Apparat ist für alle weitere Forschungsarbeit eine unumgängliche Notwendigkeit. Ebenso wichtig sind in einem mehrbändigen Quellenwerk umfassende Register.

P. Paulus Volk hat nun seiner dreibändigen vorbildlichen Arbeit über die Generalkapitel-Rezesse der Bursfelder Kongregation einen Registerband hinzugefügt, der seine Forschungen abschließt und krönt. Mit Recht heißt es im Vorwort zu diesem Band: „Die Herausgabe der Rezesse wäre totes Kapital, wenn einem so umfangreichen und vielseitigen Quellenwerk nicht ausgiebige und detaillierte Register beigegeben würden.“ P. Volks Schlußband umfaßt Personen-, Orts- und Sachregister von einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Ihm und seinen Mitarbeiterinnen aus der Abtei Eibingen gebührt Dank und Anerkennung für ihre mühsame Kleinarbeit, die erforderlich war, um zum Ziel zu kommen. Das Ergebnis lobt den Meister.

München

P. Willibald Mathäser

SCHENKER, Lukas. *Das Benediktinerkloster Beinwil im 12. und 13. Jahrhundert.* Beiträge zur Gründung und frühen Geschichte. Solothurn, Gassmann, 1973. 156 S.

Die Literatur über die Benediktinerabtei Mariastein bei Basel ist jüngst mit zwei wertvollen Monographien, geschrieben von Mönchen der Abtei, bereichert worden.

Nachdem die große Caesur in der Geschichte der Benediktinerabtei Beinwil-Mariastein von Mauritius Fürst, dem gegenwärtigen Abt des Klosters, in seiner Freiburger Dissertation dargestellt ist (F. M.: Die Wiedererrichtung der Abtei

Beinwil und ihre Verlegung nach Mariastein (1622—1648), Solothurn 1964), sucht L. Sch. in seiner Freiburger Dissertation Licht in die dunklen Anfänge des ersten Klosters in Beinwil zu bringen. Nach den üblichen Literaturangaben teilt Sch. die Materie in acht Kapitel auf: Gründung, Problem der Stifter, Klosterbesitz, Kastvogtei, Stellung des Klosters zur römischen Kurie und sein Verhältnis zum Bischof von Basel, Die Äbte, Der Konvent, Die Frage eines Frauenkonvents in Beinwil.

Der Leser richtet das Interesse besonders auf das erste Kapitel und wartet gespannt auf neue Ergebnisse, die Sch., mit sauberer Methode erarbeitet, auch vorlegen kann. Die Ausgangslage ist aus einem doppelten Grunde schwierig genug. Bei den verschiedenen angenommenen Jahren der Klostergründung (1080, 1083, 1085, 1124), die erst nach dem 15. Jh. auftauchen, hielt die gängige Klostertradition an 1085 fest. Auch in der letzten großen Publikation über Beinwil (Henggeler, Rudolf: Profefsbuch der Benediktinerabtei St. Vinzenz in Beinwil und der Benediktinerabtei U. Lb. Frau von Mariastein, Zug, 1955) wird auf Berufung auf Forschung unseres Jahrhunderts diese Tradition aufgenommen. Es hält immer schwer, gegen eine Hausüberlieferung Stellung zu nehmen. Dazu kommt, was gewichtiger ist, eine recht magere Quellenlage. Es fehlt schon die Stiftungsurkunde. Auch die gründliche Untersuchung über mögliche Stifterfamilien (Kap. 2) kann mangels faßbarer Tatsachen wenig zur Lösung der Hauptfrage beitragen. Die erste Urkunde über Beinwil stammt vom Jahre 1147. Darin nimmt Papst Eugen III. die bereits bestehende Abtei als Geschenk an den hl. Petrus entgegen. Die beiden weiteren Urkunden, 1152 von König Friedrich I. und 1156 (Bestätigungsurkunde der Rappolsteiner Schenkung) lösen gleich der Papsturkunde wegen der darin aufgeführten Namen beinahe unlösbare Fragen aus. — Sch. durchleuchtet erst die erwähnten Gründungsjahre auf deren Haltbarkeit, resp. Unmöglichkeit. Zum entscheidenden Schritt holt er sodann mit einer erneuten Untersuchung der Rolle von Hirsau bei der Gründung aus, wobei er sich auf den codex Hirsaugiensis abstützt, eine Handschrift anfangs 16. Jh., die aber auf ein Original aus dem 13. Jh. zurückgeht (MG SS XIV). Gesichert bleibt die in Beinwil-Mariastein schon immer festgehaltene Überlieferung über die Herkunft des ersten Abtes, des sel. Esso, aus Hirsau und damit auch die Verbundenheit Beinwils mit Hirsau (vergl. Kap. 6 Die Äbte von Beinwil). Dabei bleibt die Frage offen, ob Esso das monastische Leben in Beinwil begründete oder ob er bereits Mönche vorfand. Sch. setzt die Ankunft des Abtes Esso in Beinwil zwischen die Jahre 1092/93 und 1105/07. Dieser Zeitraum wird auch durch die Untersuchung der drei ersten, oben erwähnten Urkunden mit deren Aufführung von vier Adelligen im Zusammenhang mit Beinwil nicht erschüttert. Bei der Quellenlage wird die gewonnene Fixierung der Gründungszeit kaum angezweifelt werden. Sch. macht mit Recht darauf aufmerksam (S. 34), daß Stiftungsurkunde und Aufnahme klösterlichen Lebens nicht zusammenfallen müssen, d. h. daß ein Zeitraum zwischen Stiftung und deren Verwirklichung verstreichen kann. In Beinwil trifft dies sehr wahrscheinlich zu. Erste Namen sind nicht unbedingt mit den Stiftern identisch.

Nach der Darlegung der Geschehnisse während der ersten beiden, der Gründung folgenden Jahrhunderte — sie sprengen nicht den üblichen Rahmen eines kleineren Klosters, das die Gunst und Ungunst der Kastvögte und des Bischofs wechselhaft erlebt — anhand der Dokumente, geht Sch. im Schlußkapitel die Frage eines Frauenkonvents in Beinwil an. Die dürftigen Kenntnisse eines solchen Konventes um die Wende 12./13. Jh. erweitert Sch. mit der begründeten Hypothese einer Verlegung, resp. Verschmelzung des Beinwilerkonvents mit einem Frauenkonvent in Kleinlützel (in der Nähe von Beinwil). Dieses Frauenkloster kam 1253 unter den Abt von Beinwil, verfiel aber kurz darauf wegen wirtschaftlicher Not.

Seine Untersuchungen beschließt Sch. mit einem Exkurs über den Bibliothekskatalog der Abtei Beinwil von 1200, den Paul Lehmann am 1. März 1949 auf den letzten Seiten einer einstigen Beinwiler Handschrift, im dritten Band der *Moralia Gregors d. Gr.*, in der Zentralbibliothek Luzern entdeckte und in der ZSKG 44 (1950) S. 1–16 veröffentlichte. Dieser Katalog belebt und vertieft auf eindrücklichste Art die ersten Jahrhunderte Beinwils. Mit viel Sachkenntnis und mit spürbar verhaltenem, doch berechtigtem Stolz auf die geistige Weite der Vorfahren kommentiert Sch. die im Katalog erwähnten 192 Titel der damaligen Klosterbibliothek, unter denen 20 Titel zeitgenössischer Autoren der Frühscholastik figurieren, was für das von der großen Welt abgelegene Beinwil aufhorchen läßt. Die im Katalog erwähnten Handschriften sind (wohl durch die Verwüstungen Beinwils im Hochmittelalter) bis auf drei verloren, damit auch die Dokumente für das Scriptorium in der Abtei. Der erwähnte Gregor-Codex verdankt mit dem ersten und zweiten Band seine Rettung einem 1386 getätigten Verkauf an die Cistercienserabtei St. Urban, von wo er 1848 nach Luzern kam.

Mit der vorliegenden Arbeit besitzt nun auch Beinwil-Mariastein eine zuverlässige Untersuchung über die Anfänge und die erste Zeit der Abtei. Ein letztes Wort kann aus bekannten Gründen kaum je zu erwarten sein. Eine heute schon spürbare Lücke füllte eine Monographie über die letzten Jahre des Konvents in St. Gallus-Bregenz, dessen Vertreibung (1941), des geduldeten Aufenthaltes und des durch die Volksabstimmung (1970) ermöglichten neuen Einsitzes in Mariastein (1971).

HAAS, Hieronymus. *Wallfahrtsgeschichte von Mariastein*. Mariastein, Edition de Consolatione, 1973. 144 S., Abb. 4 Taf.

Nach der Untersuchung über die Anfänge Beinwils fragen vornehmlich Historiker. Die Wallfahrtsgeschichte von Mariastein, die H. H. geschrieben, erfüllt ein Desideratum weiterer Kreise. Im Vorwort umschreibt H. sein Ziel: „Der Verfasser suchte die Geschichte der Wallfahrt an den vorhandenen Urkunden neu zu überprüfen und die gesicherten Ergebnisse der heutigen Forschung in das Geschichtsbild einzubeziehen. Diese Schrift will vor allem dem Pilger und Besucher des Gotteshauses dienen und ihm eine umfassende Übersicht über die Geschichte dieser Wallfahrtsstätte bieten. Dem Freund der Geschichte geben die zahlreichen Anmerkungen Einblick in die Quellen und Literatur über Mariastein“ (S. 7). Diesem Programm ist H. treu geblieben.

H. gliedert den Stoff in drei Teile: Die vorbenediktinische Zeit, Die Benediktiner in Mariastein, Die Heiligtümer in Mariastein. Wer sich ernsthaft mit religiöser Volkskunde beschäftigt, wird die Ausführungen von H. begrüßen und sie dankbar entgegennehmen, ebenso der Heimat- wie Ordenshistoriker. Die Geschehnisse der Wallfahrt sind seit 1648 bis hinab in unsere Tage lebendig mit dem von Beinwil übersiedelten Benediktinerkonvent verbunden. Vor allem sei auf das Anliegen von H. hingewiesen: die Geschichte als Heilsgeschichte darzustellen. Das gibt den Weg frei zu einer glaubwürdigen, von echter Pietät getragener Begegnung mit Formen unserer Vorfahren, die scheinbar äußerlich und leer sind. Der Religionshistoriker ist vor allem angesprochen durch den deutlichen Hinweis von H. auf die Kultstätte in einer heiligen Höhle und deren theologische Aussage (S. 14). Dafür dürfte Mariastein im deutschen Sprachgebiet ein Einzelfall sein. Wer entsinnte sich nicht der archaischen Spekulationen der Griechen über den dunklen, geheimnisträchtigen Schoß der Allmutter Ge und dessen greifbare Nähe in der Höhle. Wird nicht dieses Urmenschliche beim ruhigen Schreiten hinter in die heilige Felsenhöhle, die Gnadenkapelle, selten klar in Mariastein in